



Glaubenssachen

Sonntag, 16. Oktober 2022, 08.40 Uhr

Schriftleib
Die Bücher und das Buch
Von Christian Lehnert

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Ich öffne ein Buch.

Dieser Satz, sehr einfach gebaut, läßt mich zögern, noch bevor ich wirklich begonnen habe, über das Dasein der Bücher und über *das* Buch der Bücher nachzudenken. Denn was tue ich eigentlich, wenn ich ein Buch aufschlage? Welche Erinnerungswelten bewege ich, ohne es zu wissen? Wie groß sind die Räume, die ich mit dem Einband öffne, noch ohne sie zu spüren? Ich erinnere mich an ein Buch, das in einer kleinen Kirche am Osterzgebirgshang auf dem Leseputz, dem Ambo, lag, und sage noch einmal vorsichtig:

Ich öffne das Buch.

Das dicke, holzige Papier darf ich nur sehr behutsam umblättern, weil es brüchig geworden ist. Die rauhen Seiten liegen zwischen Daumen und Zeigefinger. Ich reibe sie ein wenig, spüre die Unebenheiten, die Fasern. Das Buch riecht nach feuchter Borke im Herbst.

Langsam lege ich die Seiten um. Diese Geste ist uralte. Eine Wendung meiner Hand, und zugleich ist es das Buch selbst, das sich bewegt – als öffnete es die Augen und würde sich gerade in diesem Moment wieder daran erinnern, was es enthält, und das lese ich nun vor, und das Buch wird ruhig und froh über dem, was in ihm ist.

Die Papierbögen wellen sich an den Rändern. Seite zweihundertzweiundneunzig, leicht eingerissen oben, Offenbarung des Johannes, fünftes Kapitel am Anfang, die ersten Verse nach dem großen, verschnörkelten *U*: „...Und ich sah in der rechten Hand dessen, der auf dem Thron saß, ein Buch, beschrieben innen und außen, versiegelt mit sieben Siegeln. / Und ich sah einen starken Engel, der rief mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzutun und seine Siegel zu brechen? / Und niemand, weder im Himmel noch auf Erden noch unter der Erde, konnte das Buch auf tun und hineinsehen.“

Was verbindet dieses Buch, das niemand zu öffnen vermag mit den vielen Büchern, die man kaufen und in die man, vielleicht nach dem Auftrennen einer Verpackungsfolie, dann ganz leicht hineinsehen kann? Zieht sich eine heimliche Spur über Zeilen und Seiten von dem geheimnisvollen Buch, das verschlossen ist, zu den offenbaren aus Papier und Pappe? Oder ist gar in jedem Buch ein Echo zu finden von der Stimme, die fragt: Wer ist würdig, das Buch aufzutun?

Ich erinnere mich:

Ich öffne das Buch in der Erzgebirgskirche. Kein anderes kenne ich, das so schwer und groß ist wie diese Bibel auf dem wackeligen Holzpult. Ich muß daran denken, wie es mit den Jahren wohl noch stockfleckiger werden wird in der feuchten stehenden Luft oder wie es bei einem Kerzenunfall brennen könnte, wie verletzlich es ist. Fast ein lebendiges Wesen – alle Sorge steht ihm zu wie einem Kind. Dabei ist es nicht einmal mit der Hand geschrieben. Es handelt sich um einen Manufakturdruck aus Leipzig aus dem späten neunzehnten Jahrhundert.

Mit etwas Mühe könnte ich seine Geschichte recherchieren und erzählen, seitdem es druckfrisch in diese abgelegene Kirche kam – wer es aufschlug, wer daraus las und zu welchen Anlässen, zu Taufen und Beerdigungen, zu welchen Festen. Viele Lektoren hat es überlebt. Drei sind mir noch bekannt. Eine alte Englisch-Lehrerin im Ruhestand, stets mit streng aufgesteckten grauen Haaren. Sie war über fast zwei Jahrzehnte die

unbestrittene Vorleserin in der Dorfgemeinde und sprach kristallklar, artikulierte genau und ohne starke Betonungen. Ihr folgte, in Stimme und Tonfall wie eine Kopie, ihre Nachbarin und ältere Freundin, die lange darauf gewartet hatte, auch einmal zu Weihnachten in der Christvesper vor Hunderten Menschen die Geschichte von der Geburt Jesu lesen zu dürfen. Zweimal genoß sie das Glück, dann starb auch sie hochbetagt. Der Küster, der dann den Lektorendienst zu versehen hatte, las widerwillig und leise und kaum verständlich. Er beugte sich tief über das Buch, und man sah im Winter, wie sein Atem über die Seiten kroch. Er fiel an einem Frühjahrmorgen betrunken vom Birnenbaum im Pfarrgarten beim Ausästen und war sofort tot. All das weiß das Buch nicht. Es erinnert sich an andere, fernere Dinge: an die Sintflut und an Abraham, der aus Kanaan fortzog auf ein Wort hin im Traum. Weil niemand aus dem Dorf mehr im Gottesdienst lesen will oder auch kann, lese ich jetzt als Pfarrer selbst. Ich streiche zuvor, noch allein in der Kirche, mit der Hand über die Seiten mit dem sonntäglichen Evangeliumstext, lege ein Bändchen ein. Ich sehe die Spuren von Fingern am Seitenrand, meiner und die der Englischlehrerin und ihrer Freundin und die des Küsters. Alle blätterten an derselben Stelle.

Was würde ich tun, wenn das Buch einmal nicht mehr taugen sollte? Wenn es zerfiele oder ersetzt werden müßte durch eine neue Ausgabe? Sollte ich es auf dem Friedhof begraben? Oder ins Regal stellen zu den alten Kirchenbüchern, wo es dann schlief und träumte und vergessen würde?

Archaische Bewegung, ich hebe die Heilige Schrift hoch, öffne sie und lese. Das Buch ist stolz wie ein geschützter seltener Salamander in einem Teich. So leiht es sich meine Stimme.

Hier auf dem Altar oder auf dem Lesepult der Kirche ist ein Buch noch ganz unverzichtbar. Die stärkste Ausstrahlung geht von seiner Verslossenheit aus, seinem Körper. Dieser weiß mehr, als je ein Bildschirm zeigen könnte. Ein Monitor steht für einen Datenfluß – das Buch auf dem Altar ruht in der Beständigkeit seines Schweigens. In solcherart Stille gründet der Glaube an das Wort. Das Buch im Altarraum ist das körperliche Zeichen eines Sakraments des Wortes, gelesen zum Leben.

Ein Buch vereint, wie kaum ein anderes Ding, in sich zwei Naturen: eine verschlossene Stofflichkeit und eine offene geistige Bewegung. Es schweigt als Körper, schwer oder leicht, dick oder dünn, in Leder- oder Linnenhaut, als Paperback oder Mehrling im Schuber, und es verzweigt sich luftig in die vielen Lesarten seines Inneren, über Zeiten und weite Räume hinweg. Beide Naturen sind ungeschieden und unvermischt. Eine gibt es nur durch die andere, und doch haben beide nicht unbedingt etwas miteinander zu tun.

Für den Gottesdienst ist das Buch in dieser Doppelgestalt unverzichtbar. Es bestimmt, stumm oder in Lautgestalt, als Gegenstand oder als Metapher, das, was Christen, wie auch Juden und Muslime, ihren Glauben nennen. Jeder christliche Gottesdienst, sei er noch so kläglich, gar abgeschmackt, wird verwandelt durch die Lesungen aus der Bibel. Ob die Silben leise wie Glasperlen aus dem Mund einer Konfirmandin in den Raum fallen, ob die trommelnde Stimme eines strammen Kirchenältesten sich anschickt, den Gleichschritt der Gemüter anzuordnen, ob ein Brummen aus dem Hals

eines Ruhestandspfarrers seine Schäfchen erwärmen will, egal: Die Schrift zieht sich allemal am eigenen Schopf aus dem Sumpf. Aussagewille oder Darstellungsimpuls perlen an ihr ab wie Tau auf einer Folie. Sätze, Verse, an alle gerichtet, von niemandem gewollt und absichtslos, sie sind einfach da, wie die ersten Schwalben im Frühjahr, und so verändern sie die Hörenden.

Die Bibel hat im Gottesdienst eine vordergründig melancholische Aufgabe: Sie ist Statthalterin der Vergangenheit, ferner Schatten von etwas Gewesenem. Seit langem schon ist es fort, und es bleiben erstarrte, schwarze Spuren zurück auf dem Papier. Das Buch auf dem Lesepult erzählt von dem, was war – noch dort, wo es von einer Zukunft spricht. Schriftzeichen ersetzen die Anwesenheit des menschengewordenen Gottes. Statt der Stimme Jesu, seinen Augen, seinen heilenden Händen haben Christen ein Buch. Es führt ihnen ernüchternd klar einen wachsenden zeitlichen Abstand vor Augen. In Fraglichkeit entlassen ist zudem alles, was sie von den fernen antiken Texten heute zu verstehen meinen: Wenn die Worte anheben zu klingen und zu erzählen, ist es, als beweinten sie uns, die wir so weit entfernt sind von einer heiligen Zeit.

Was der Text in den Hörern entzündet und weckt, ist weder vorher noch im Nachhinein einigermaßen befriedigend zu erfassen. Dieser Nebel starker und doch unbestimmter Wirkungen hat einen Namen: „Heilige Schrift“ ... Diese „Heiligkeit“ ähnelt im Empfinden derer, die sie erfahren, einer Kraft, die wie ein Herbststurm über das Land zieht, und was er bewirkt, wird durch die Widerstände bestimmt, auf die er trifft: umgestürzte Bäume, abgedeckte Häuser, eingedellte Autodächer oder eben unverändertes Grasland. Was die Schrift sagt, das sagt sie *im* und *am* Hörer, und ihr Sinn liegt in denen begründet, die von ihr je auf ihre eigene Weise ergriffen werden. Ist die „Heilige Schrift“ also ein Buch unter Büchern, das einige besonders bewegt? Besteht ihre „Heiligkeit“ in einer subjektiven Wirkung?

Im Lukas-Evangelium steht im vierten Kapitel eine Erzählung vom ersten öffentlichen Auftreten Jesu in seiner Heimatstadt Nazareth. Jesus wird als junger religionsmündiger Mann in der Synagoge am Sabbat aufgerufen, aus der Prophetenrolle zu lesen, und er trägt eine Stelle aus dem Buch Jesaja vor. Eine Vision von der Zukunft, genauer: von der Endzeit, der Zeit nach der Zeit, wird beschworen, und Jesus liest von einem Retter, auf dem „der Geist des Herrn ruht“. Er liest mit dem Propheten Jesaja von einer Hoffnung, die fünfhundert Jahre zurückliegt und doch nicht einzuholen ist: von Blinden, „die sehen sollen“, von Gefangenen, die „frei sein sollen“, und von einem „Gnadenjahr des Herrn“ – und dieses meint im Sinne der Reaktivierung einer archaischen Rechtsordnung der Thora nicht weniger als die Aushebelung aller bestehenden ökonomischen und politischen Machtverhältnisse, ein universaler materieller und geistiger Erlaß soll geschehen: Alle Schuld, alle Forderungen an andere, alle Schulden und Abhängigkeiten, werden auf Null gestellt. Der erhoffte Retter wird eine neue Welt ordnen.

Von Jesu Auslegung dieser Sätze gibt der Evangelist Lukas nur den einen abgründigen Satz wieder: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Diese Worte gehen unter im Tumult. Ein Satz, ein vorangestelltes „heute“ – und die Ebenen fallen ineinander wie bei einer implodierenden Röhre. Jesus gerät, besser: stürzt sich, ein

Meteor, hinein in einen Textzusammenhang. Der Augenblick der Lesung wird zum Augenblick der Wirklichkeit des Gelesenen. „Jetzt“, im Lesen, bricht die Endzeit an. Vergangenheit und Zukunft fallen in eins. „*Heute* ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Das ist keine Auslegung mehr, keine Deutung, sondern hier wird Jesus aus dem Text heraus als der Retter wirklich, er *geschieht*. „Jetzt“ geht es nicht mehr um Bekenntnisse und Erinnerungen, nicht mehr um Zugehörigkeiten oder Lehren. Jetzt ist anderes wirksam, gilt eine andere Vernunft, blitzhaft im Augenblick – und natürlich folgt der Gewaltexzeß, und der Mob treibt Jesus zum ersten Mal an den Rand eines Abgrunds, an einen Felshang, „um ihn hinabzustürzen. Aber er ging mitten durch sie hinweg“.

Vom Augenblick dieser Lesung her wird das später so genannte „Alte Testament“, die schriftliche Überlieferung des Volkes Israel, als der Zusammenhang verstanden, in dem Jesus sichtbar und verständlich wird, als der Messias und Sohn Gottes. Die lange Geschichte Israels wird zur erzählten Offenbarung auf diesen Moment hin. Die Verse, Visionen, Mythen und Berichte, Verheißungen und Träume laufen alle auf den Jesus als den Christus zu.

Jesus tritt also als der Retter aus der Schrift hervor. Er bestimmt sich selbst aus der Folge der Buchstaben heraus: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Zugleich führt er die erzählenden Linien der Schrift weiter: Der Menschensohn, er selbst, der sie vorliest und auslegt, *verwirklicht* das Gelesene. Er ist *da* – und davon wird nun aber doch wieder in einer Schrift berichtet, die das „Alte Testament“ fortschreibt im Text eines „Neuen Testaments“. Jesus wird, im Moment des Heraustretens aus dem Buch, der geschriebenen Sprache *einverleibt*, inkarniert, er kriecht in ein Buch, verwandelt sich zu Schrift und Satz, wird Rezitation und Abschrift, Auslegung und Predigt, wird nun in Bibliotheken verwahrt, wird kopiert und vervielfältigt, wird gedruckt und digitalisiert, übersetzt und revidiert. Man kann sagen: Der Logos, der präexistente Gott wird durch eine Lesung *aus* der Schrift *in* der Schrift und *als* Schrift kenntlich und wirklich.

Darum also: „Heilige Schrift“. Sie ist eine Form der Gegenwart des Christus. Wie sie auch eine melancholische Form der Abwesenheit des Christus ist, und beides läßt sich nicht unterscheiden. „Heilig“ – das bedeutet Nähe wie Entzogenheit. Der Christus wird er selbst, menschgewordener Gott, in der Gebrochenheit der Sprache.

Wie kommt die Fremde Gottes in ein Buch? Lesungen aus der Bibel im Gottesdienst sind nicht unumstritten; Angriffe darauf aus dem kirchlichen Binnenraum werden immer wieder und mit zunehmender Heftigkeit gefahren unter dem flatternden Banner der „Verständlichkeit“: Kann man diese komplizierten und wirren Texte aus der Spätantike heutigen Lesern noch zumuten? Die Quotenmacher, die Mehrheitsschieler einer wachstumsorientierten Kirche befürchten mangelnde Zustimmung: Diese Texte, „überfordern“ sie nicht den „einfachen Menschen“? Und weiter: Stoßen biblische Lesungen nicht „die Jugend“ ab?

Am Ursprung dessen, was man Religion nennen will, steht die Erfahrung von Fremde. „Etwas“ durchbricht den Möglichkeitsraum und den Ordnungshorizont des Menschen,

und was immer er dazu sagt und in Worten betend und denkend hervorträumt, verweist auf Unsagbares, das sein Sagen verstörend durchdringt.

Verstehe ich „Gott“ als eine unendliche Überschreitung meiner selbst, als eine menschliche Unmöglichkeit, dann kann „Er“ mir nur als Fremde entgegenkommen und fremd bleiben. Das heißt nicht, dass ich keine deutbaren Erfahrungen mit dieser Fremde mache, dass ich nicht davon erzählen und darüber reflektieren kann, aber „Gott“ bleibt mir doch letztlich immer verstellt. Selbst in der größten Nähe, selbst in der Liebe bleibt er dunkel – und was wäre denn auch eine Liebe, die ich verständlich machen oder gar begründen könnte?

Wer von einem Gottesdienst „Verständlichkeit“ fordert, begibt sich gefährlich an den Rand des Götzendienstes. Zumindest zieht er das religiöse Erwachen in den dumpfen und schläfrigen Weltbetrieb, in die Langeweile aufgeklärter Selbstzufriedenheit. Viele derer, die sich für die Religionsbespaßung im Fernsehen und auf Großveranstaltungen verantwortlich sehen, haben diese Grenze überschritten: Sie pflegen den Glauben als medialen Schein und benutzen sein Formenreservoir für Eigeninteressen, etwa kirchliche Wachstumsraten oder Effizienzsteigerungen in „christlicher“ Ideologievermittlung. Nein, „Verständlichkeit“ in diesem Sinn führt nicht weiter. Im Gegenteil, sie führt nur immer auf das zurück, was ich schon weiß und verstehe. Wenn ich mich, glaubend und vertrauend, Sätzen der Bibel überlasse, die mir fremd sind, die mir widersprechen und gegen den Strich gehen, dann erst kann ein Trost aufscheinen, der mehr ist, als ich sagen kann, dann kann die Fremde zur umfassenderen Geborgenheit werden.

Ich öffne ein Buch. Die rauhen Seiten liegen zwischen Daumen und Zeigefinger. Ich reibe sie ein wenig, spüre die Unebenheiten, die Fasern. Das Buch riecht nach feuchter Borke im Herbst.

Langsam wende ich die Seite um. Das Buch, der verschlossene Körper, öffnet sich dem Leben. Die Anwesenheit der Schrift in den christlichen Gemeinden war stets rhythmischer Natur: Texte kehrten wieder und bildeten eine Art Traumsprache und Tiefengedächtnis. Lesungen sind die Flügelschläge der christlichen Frömmigkeit – wie die Zugvögel hoch am Himmel in beständigem Rhythmus bleiben, unaufhörlich, Schlag um Schlag gegen den Widerstand der Luft, und so Ozeane und Kontinente überspannen, so lasen sich Christen beharrlich über die Jahrhunderte hin. Sie wurden zu Christen *über* und *aus* den Zeilen – und das ist ja auch das Wunderbare an dem Buch unter Büchern, dass es uns Momente verschafft, in denen wir nicht lesen, sondern gelesen werden.

Zum Autor:

Pfarrer Christian Lehnert, ist wissenschaftlicher Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD in Leipzig. Für seine Gedichte erhielt er 2012 den Hölty-Preis der Stadt Hannover.